

**D a s e w i g e L e b e n :**  
**Z u r n e u e r e n G e s c h i c h t e**  
**e i n e r c h r i s t l i c h e n**  
**H o f f n u n g**

Das ewige Leben

Prof. Dr. Bernhard Lang, Paderborn

„Morgens um 11 Uhr klopft es und es kommt ein zehnjähriger Junge in mein Zimmer mit irgendeiner Bestellung von seinen Eltern, um die ich ihn bat. Ich merke, daß mit dem Jungen, der sonst die Heiterkeit selbst ist, irgendwas los ist. Und schon kommts: er bricht in Tränen aus, ganz wild und ich höre nur noch die Worte: „Der Herr Wolf ist tot“. Er weint und weint. „Ja, wer ist denn Herr Wolf?“ Das ist sein junger Schäferhund, der seit acht Tagen krank war und nun vor einer halben Stunde gestorben ist. Also ist er untröstlich, setzt sich auf mein Knie und kann kaum Fassung finden. Und erzählt mir dann, wie er gestorben sei und daß nun alles aus sei. Mit dem Hund allein habe er immer gespielt, morgens sei er ans Bett gekommen und habe ihn geweckt - und nun sei er tot. So erzählt er mir eine ganze Weile.“

Was wird nun Dietrich Bonhoeffer, der evangelische Theologe, dem zehnjährigen Jungen sagen, der um seinen Schäferhund trauert? In seinem Brief aus dem Jahre 1928 fährt er fort, von dem Gespräch mit dem Kind zu erzählen.

„Dann ist [der Junge] plötzlich ganz still mit seinem herzerbrechenden Weinen, und sagt: „aber ich weiß ja, der ist ja garnicht tot.“ - „Wie meinst Du das denn?“ - Ja dessen Geist ist doch jetzt im Himmel und freut sich da: in der Klasse hat mal einer die Religionslehrerin gefragt, wie es im Himmel sei, und da hat sie gesagt, sie wäre noch nicht da gewesen; sagen Sie mir doch jetzt, werde ich den Herrn Wolf mal wiedersehen? Der ist doch ganz gewiß im Himmel?“

Die Religionslehrerin weicht aus; sie sagt dem Kind, sie sei noch nicht im Himmel gewesen. Sie wisse also nicht, wie es das ewige Leben im Reich Gottes aussehe. Und was antwortet Bonhoeffer, der gerade frischgebackene Doktor der evangelischen Theologie?

„Da stand ich da und sollte antworten: ja oder nein; nein, das wissen wir nicht, hätte „nein“ bedeutet. ... Da sagte ich ihm denn kurzentschlossen: Sieh mal, Gott hat den Menschen gemacht und auch die Tiere, und hat die Tiere gewiß auch lieb; und ich glaube, es ist bei Gott so, daß sich alles, was sich lieb gahabt hat auf der Erde, wirklich lieb gehabt hat, daß das bei Gott zusammenbleibt, denn liebhaben ist ein Stück von Gott; wie das geschieht, das wissen wir freilich nicht.“

Und Bonhoeffer teilt seinem Briefpartner auch mit, wie das Gespräch mit dem Jungen weiterging:

„Nun hättest Du das glückliche Gesicht von dem Jungen sehen sollen. Er hatte ganz aufgehört zu weinen. „Dann sehe ich also den Herrn Wolf wieder, wenn ich auch tot bin; dann können wir wieder spielen.“ Kurz, er war übergücklich. Ich sagte ihm noch ein parmal, wie das zuginge, das wüßten wir nicht. Er aber wußte es, und zwar ganz bestimmt.“

Die Szene spielte in Barcelona, in der dortigen deutschsprachigen evangelischen Gemeinde. Bonhoeffers Brief aus dem Jahre 1928 ist kürzlich aufgefunden worden. Das Jahr 1928, in dem die Szene spielt, ist für das Verständnis des ganzen Vorfalls wichtig. Denn es war um diese Zeit, als die deutschen Theologen begannen, nicht mehr so bestimmt wie ihre Lehrer von einem „Wiedersehen im Himmel“ zu sprechen. Jahrhunderte lang, ja seit den Tagen der Kirchenväter hatten christliche Theologen nicht gezögert, die Hinterbliebenen mit der Aussicht auf eine baldige Wiederbegegnung im Himmel zu trösten. Noch um die Jahrhundertwende beherrschte das Thema Wiedersehen im Himmel die Trostpredigt beider Konfessionen. Theologen verfaßten dickleibige Traktate über das Thema. Wilhelm Schneider, zu Anfang des Jahrhunderts katholischer Bischof von Paderborn, schrieb über 500 Seiten unter dem Titel „Das andere Leben“. Das Kernkapitel des Buches heißt: Die Freude des Wiedersehens. Dort lesen wir:

„Welch ein freudiges Wiedersehen, wenn nach langer Trauer die verlas-

sene Witwe ihren vorausgeeilten Gemahl im Himmel wiederfindet! Alleluja! ... Der seit langem vereinsamte Gatte hat gleich auf der Schwelle der neuen Heimat seine geliebte Gattin wiedererkannt, ganz verändert zwar und doch dieselbe. Freude ohne Maß und Liebe ohne Makel beseelen und beseligen beide. Staunend schauen sie einander im Lichte der Verklärung ... Alles Abstoßende und Mißfällige, alle Rauheit und Unebenheit ist verschwunden; der eine hat am anderen nichts mehr zu tadeln; der eine ergötzt sich am Anblicke des andern und freut sich über dessen Seligkeit wie über seine eigene.“

Bischof Schneider schließt mit einer Umkehrung der Formel, die bei der kirchlichen Eheschließung verwendet wird. Bei ihm heißt es:

„Was Gott verbunden hat, kann der Tod nicht für immer trennen.“

So nachzulesen in der 1923 gedruckten letzten Auflage von Bischof Schneiders Buch. Gegen Ende der 20er Jahre hatte sich das religiöse Klima aber bereits gewandelt. Bonhoeffer konnte sich im Gespräch von Barcelona noch zu einer Sicht durchringen, die der Bischof Schneiders entsprach. Er fügt aber bereits hinzu: wie Gott das Wiedersehen mit dem verlorenen Hund in Szene setze, das wüßten wir nicht. Und die Religionslehrerin hatte einen Klassenkameraden des Hundebesitzers ganz ohne Trost gelassen: sie sei noch nicht im Himmel gewesen und könne also nichts sagen.

Tatsächlich sind in der Folgezeit die Theologen mit Aussagen über dem Himmel immer zurückhaltender geworden. Bonhoeffer war einer der wenigen, der sich noch zur als altmodisch geltenden Botschaft vom Wiedersehen im Himmel bekannte, jedenfalls im Gespräch mit einem zehnjährigen Kind. Die beiden größten Theologen unseres Jahrhunderts - der reformierte Dogmatiker Karl Barth und der Jesuit Karl Rahner - haben sich über den Himmel beharrlich ausgeschwiegen. Weder in den 16 Bänden von Rahners „Schriften zur Theologie“ noch in den 13 schweren Folianten von Karls Barths „Kirchlicher Dogmatik“ findet man

etwas Nennenswertes. Wenn die beiden sich überhaupt äußern, dann sagen sie ungefähr dasselbe, nämlich: daß wir nur ein einziges Leben besäßen, das mit der Geburt beginne und mit dem Tode ende. In den Worten Rahners: „Mit dem Tod ist zunächst einmal alles aus. Das Leben ist vorbei, es kommt nicht wieder, es wird einem nicht ein zweites Mal geschenkt.“ Nach Rahner ist es „ziemlich primitiv“, sich das ewige Leben als eine Art großes Familientreffen vorzustellen. Im Tod trifft man auf Gott, sagen Rahner und Barth. Was die Begegnung mit Gott bewirkt, darüber sind sie etwas verschiedener Ansicht. Nach Rahner wird der Todesengel den ganzen Müll unserer Biographie aus unserem Gedächtnis entfernen; die so entstehende ungeheure Leere wird sich mit der nicht mehr sprachlich erfaßbaren und eben unbeschreiblichen Gegenwart Gottes füllen: das ist nach Rahner alles, was über den Himmel zu sagen ist. Karl Barth redet nicht so geringschätzig wie sein katholischer Kollege über das zurückliegende Leben; er meint vielmehr, Gott werde das bisher dunkel und unverständlich gebliebene irdische Leben in einem neuen Licht erscheinen lassen. Gott ist gewissermaßen der Biograph, der dem Leben die richtige und endgültige Deutung gibt. Dazu zitiert Barth eine Strophe aus seinem Schweizer reformierten Gesangbuch:

„Dann werd ich das im Licht erkennen,  
was ich auf Erden dunkel sah,  
das wunderbar und herrlich nennen,  
was unerforschlich hier geschah.  
dann schaut mein Geist mit Lob und Dank  
die Schickung im Zusammenhang.“

Mit anderen Worten: die Begegnung mit Gott im Himmel wirkt sich so aus, daß mein Leben nicht mehr nur als eine unlogische, wirre Abfolge von Episoden erscheint, sondern als ein Kunstwerk, das unter der geheimen, damals unbegriffenen und unbegreiflichen Führung Gottes stand.

Machen wir uns noch einmal klar, was das bedeutet: Ein neues, zweites,

anderes Leben mit neuer Begegnung und neuen, überraschenden Erfahrungen: so etwas gibt es nicht. Jede Vorstellung von einem weiteren Leben wird von den Wortführern der Theologie des 20. Jahrhunderts abgelehnt. Sie solidarisieren sich also eher mit der ausweichend antwortenden Religionslehrerin von Barcelona als mit der kleinen improvisierten Trostpredigt von Dietrich Bonhoeffer, der dem Kind seinen Hund und dem Hund seinen Besitzer wieder verspricht.

Stellen wir uns einmal vor, der kleine Junge von Barcelona wäre nicht dem großzügigen Dietrich Boenhoeffer sondern dem strengen Karl Barth begegnet! Hätte Barth mit seiner strengen Auffassung von der Vorrangstellung Gottes im Himmel dem Kind Trost vermitteln können?

Tatsächlich kennen wir den einen oder anderen Gesprächspartner und das eine oder andere Echo auf die Lehre unserer theologischen Wortführer.

Das Zweite Deutsche Fernsehen hatte im Februar 1972 eine Sendung mit dem Titel „Was nachher kommt“. Es ging um den Tod und die Frage, was danach kommt: ein Himmel, ein ewiges Leben oder vielleicht auch nichts von all dem. Zwei Journalisten sprachen mit Karl Rahner. Eine richtige Antwort auf ihre Fragen erhielten sie allerdings nicht. Denn auch im Mainzer Fernsehstudio blieb der Jesuit dabei: Er will sich keine Vorstellung davon machen, was nach dem Tode kommt, denn es gibt kein zweites Leben. Also auch kein spiritistisches Kontaktaufnehmen mit Verstorbenen. Es ist alles irgendwie ganz anders. Es läßt sich nichts ausmalen. Man kann nur sagen: die Gebundenheit an Raum und Zeit hört auf.

In dem Fernsehgespräch blieb alles abstrakt und unanschaulich. Als in Tübingen ein Kollege Rahners, Fridolin Stier, das Fernsehgerät ausgeschaltet hatte, war er wenig befriedigt. Professor Stier hatte kurz zuvor sein einziges Kind durch einen Unfall verloren, ein siebzehnjähriges Mädchen. Stiers inzwischen gedrucktes Tagebuch zeigt uns einen Mann,

der mit dem ohne das Mädchen immer sinnloser werdenden Leben kämpft. Er träumt von seinem Kind. Spricht mit ihm im Traum. Glaubt, von ihr Botschaften zu erhalten. Wäscht er sein Haar, so kann ihn das nur an die Hände des Mädchens erinnern, das seinen Vater liebevoll pflegte. Fridolin Stier notiert in sein Tagebuch: „[Rahners] Antwort auf die Frage der Interviewer, wie das Nachher, einmal als gegeben vorausgesetzt, vorzustellen sei - unvorstellbar, totaliter aliter -, schien mir dürftig.“ Was Stier vor allem vermißt, ist das Wiedersehen. Denn ein geliebter Mensch gehört so sehr zu meinem Ich, meint Stier, daß das den Tod überlebende Ich gar nicht ohne ein soziales Miteinander gedacht werden kann. „Aber das braucht man just dem Rahner nicht weiszumachen, nur hätt ich es gern von ihm hören mögen.“ Also ein kleiner, aber deutlicher Protest gegen einen Himmel, der abstrakt bleibt und sich der Beschreibung entzieht. Ein Himmel, in dem kein Platz für die Anschaulichkeit einer ergreifenden Wiederbegegnung ist. Um sich selbst zu trösten, notiert er eine Anekdote, die er nur vom Hörensagen kennt, aber offenbar aus guter Quelle: der atheistische Philosoph Ernst Bloch glaube auch an ein Leben nach dem Tod, sogar an ein Wiedersehen. Wenn selbst ein Atheist daran glauben kann, warum dann nicht erst recht ein Christ?

Interessant ist, daß Stier meint, letztlich würde ja auch Karl Rahner an ein menschliches Miteinander nach dem Tode glauben. Denn das Miteinander gehöre einfach zum Wesen des Menschen. Einen Einzelmenschen gibt es einfach nicht. Der Mensch kommt immer in der Mehrzahl vor, als Gruppe, als Gesellschaft, als Paar.

Tatsächlich gibt es ein solches Zeugnis. In einem an seine Freundin Luise Rinser gerichteten Brief stellt sich der Jesuit vor, in der Ewigkeit eine Wohnung mit Luise zu teilen. Das ist möglich, denn Christus hat einmal gesagt: „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen.“ So stehts im Johannesevangelium. Und warum soll man das nicht auch einmal erst nehmen?

Rahners Freundin reagiert etwas kühl auf das großzügige Angebot des berühmten Jesuiten. Sie hält ihm seine eigene Lehre vor: „Ich glaube nicht an so einen Himmel“, schreibt sie zurück. Sie stellt sich nur vor, nach dem Tode zusammen mit ihren beiden Kindern und ihren Freunden - einschließlich Rahners natürlich - ins Herz Gottes zu stürzen. So habe sie es einmal im Traum deutlich erlebt. „Und was das Jenseits und das Sitzen am Tische [wovon Jesus sprach] anlangt, so überlassen wir das ruhig dem Vater - vielleicht gibt's gar kein Jenseits, wer weiß als was es sich entpuppt.“ Luise Rinser hat Rahner also recht gut zugehört und erklärt ihm nun, was er sonst zu diesem Thema sagt. Was Rahner über das Teilen der himmlischen Wohnung schrieb, konnte ihr nur als nicht ernst gemeint, als ein freundschaftlicher Scherz erscheinen. Oder hat dem Theologen das Gefühl, die Liebe, die so ganz irdische Sehnsucht einen Streich gespielt und einen Strich durch seine theologische Rechnung gemacht? Hat er sich, einen Augenblick seine rationalistische Theologie vergessend, nach ewiger menschlicher, sogar weiblicher Liebe gesehnt? Jedenfalls weist ihn seine Korrespondentin kühl zurecht und treibt ihm solche Inkonsequenzen aus.

Dabei ist Luise Rinser keineswegs konsequenter als der befreundete Jesuitenpater. Sie kann sich ganz anders äußern, und dann fällt sie in die Rolle des Kindes von Barcelona. Als ihr Hund Vanno stirbt, will sie diesen keineswegs für alle Ewigkeit verlieren. Sie faßt Mut und meint:

„Meinen Hund und alle Hunde meines Lebens werde ich wiedersehen. Sie werden mit mir zusammen erlöst werden, denn sie sind unsterblich.“

Aber auch die Rolle Bonhoeffers, die Rolle des Trösters, spielt Luise Rinser mit großem Geschick. In einem an Karl Rahner gerichteten Brief berichtet sie davon.

„Heute abend hatte ich mit Antonio, dem Portier, ein seltsames Gespräch über Allerseelen und den Glauben an die Ewigkeit. Er glaubt nicht daran. Ich sagte ihm, daß es auch mir schwerfalle zu glauben -

usw. usw. Er sagte, er sei Atheist. Ich sagte, das stimme nicht, denn erstens: er habe ein gutes liebevolles Herz (das hat er!) und zweitens: er sei tief schwermütig. Er schaute mich betroffen an. Ja, sagte er, aber was hat das mit Gott zu tun? Ich sagte ihm, er solle über seine Schwermut nachdenken.“

Und wie sich das Gespräch entspinnt, kommt die Rede auch auf den Himmel. Antonio meinte, Luise komme schon in den Himmel, er aber nicht. Darauf Luise:

„Ich sagte: Antonio, so wahr ich hier stehe - wir zwei sehen uns im Himmel wieder, ich verspreche es Ihnen. Das kam so ernst aus mir, daß wir alle zwei bestürzt waren. Es war ein seltsamer Augenblick. ... Es war schön, dieses Gespräch im zugigen Korridor unten an der Haustür, zwanzig Minuten etwa.“

Offenbar wohnen zwei Seelen in der Brust der Briefschreiberin: einmal folgt sie der strengen minimalistischen Lehre des Jesuiten, für den es nach dem Tode nur Gott gibt, weil Gott allein genügt; und ein anderes Mal hält sie aus dem Stegreif eine kleine Trostpredigt über das Wiedersehen im Himmel. Aber diese beiden Seelen - die rationale und die sentimentale, den Verstand und das Gefühl - haben wir ja auch bei Rahner selbst gesehen. Beide Briefschreiber können ihre Rollen vertauschen, so daß einmal sie das minimalistische Himmelsbild ins Feld führt, während er vom gemeinsamen Wohnen im Jenseits spricht und damit seine eigene Lehre wenn nicht offen zurücknimmt, so doch verläßt und sich großzügig über sie hinwegsetzt, um der Stimme seines Herzens zu folgen. Ist es nicht gerade die Stimme des leiderfahrenen und liebenden Herzens, die an ein Wiedersehen in einem sozialen Jenseits denken läßt? Dagegen steht oftmals die Stimme des Verstandes. Theologen vom Schlage Karl Rahners verbringen die meiste Zeit am Schreibtisch und mit Nachdenken über den Schöpfer Himmels und der Erde. Wenn sie am Schreibtisch ihr Bild des ewigen Lebens entwerfen, dann will ihnen nur ein einziger Gedanke einfallen: Gott. Denn Gott, der ihr ganzes Denken



beherrscht, dieser Gott allein genügt! Vielleicht darf man bei Rahner sogar die geheime Nachwirkung einer alten, heute nicht mehr aktuellen und geradezu verpönten katholischen Auffassung sehen: der Auffassung nämlich, daß der unverheiratete Priester und die Nonne im Kloster bereits hier auf Erden jene glückliche Einsamkeit mit Gott leben, die dereinst für alle Menschen gelten werde. Wer meint, in seiner Ehelosigkeit den Himmel vorwegzunehmen, kann nicht anders, als sich ein Jenseits auszudenken, in dem soziale Beziehungen keine oder nur eine sehr beiläufige Rolle spielen.

Daß dieser unsoziale Himmel immer wieder zu Kritik herausfordert, nimmt uns nicht Wunder. Wir haben bereits Fridolin Stier gehört, der gegen die Aussagen Rahners einwendet, der Mensch sei doch ein soziales Wesen, ein Wesen also, das ohne Gemeinschaft mit anderen Menschen gar nicht existieren kann. Schon im Mittelalter konnte ein ähnliches Argument vorgebracht werden. Wenn dieses Argument auch vereinzelt dasteht, so verdient es doch unsere Aufmerksamkeit. Hören wir Aegidius Romanus. Um das Jahr 1300 geht er der Frage nach, ob die Seligen im Himmel eigentlich der Sprache bedürfen. Bedienen sie sich der Sprache oder bedürfen sie dieses Instruments überhaupt nicht, da sie ja nur an Gott interessiert sind? Seiner Auffassung nach führen die Seligen ein harmonisches und erfreuliches gesellschaftliches Leben. Und zu einem solchen Leben gehört natürlich auch die Sprache. Aegidius Romanus spürt sofort einen Einwand: Worüber sollen die Seligen im Himmel eigentlich sprechen? Den irdischen Bedingungen längst enthoben, verfügen sie doch längst über alles Wissen. Sie brauchen nach nichts mehr zu fragen. Aegidius Romanus wörtlich:

„Wenn man darauf besteht, daß Gesellschaft auf Sprache beruht, dann müssen wir auch sagen, daß in einem Zustand, in dem die Gesellschaft nicht abgeschafft, sondern vollkommen ist, auch die Sprache nicht fehlen kann, sondern vollkommen sein muß. In einer Gesellschaft - und die Bruderschaft der Heiligen ist eine wirkliche Bruderschaft - kann die Sprache nicht verschwinden. Sie wird das Kommunikationsmittel der

Heiligen im Denken und Reden sein... Daher sage ich also, daß sich die Heiligen einer echten, hörbaren Sprache bedienen. Die Gabe der Sprache besitzen wir nicht nur, um Unwissenheit zu überwinden und Wissen zu erwerben, sondern auch, wie schon gesagt, als Kommunikationsmittel. In diesem Sinne reden Menschen, die einander lieben, gern miteinander. Allein das Sprechen mit dem Geliebten bringt große Freude mit sich, und es geschieht ohne die Absicht, etwas dabei zu lernen.“

Läßt man sich einmal auf den Gedanken ein, daß der Mensch ein gesellschaftliches Wesen ist, dann ergeben sich daraus allerlei Folgen für das Bild, das wir uns vom ewigen Leben machen können: Es muß Liebe, Sprache, menschliche Gemeinschaft geben.

Das stellt auch die brasilianische Theologin Maria Bingemer in ihrer Kritik am inhaltsarmen, fast leeren Himmelsbild der rationalistischen Wortführer heraus. Maria Bingemer interpretiert den auf Gott bezogenen Himmel der europäischen Theologie als Spiegelung und Frucht einer westlichen, modernen Konsumhaltung. Wie die Konsumgesellschaft auf nichts anderes aus ist, als Güter zu konsumieren und im Genuß zu verbrauchen, so lassen sich die Menschen auch im ewigen Leben gerne von Gott bedienen. Die beseligende Schau Gottes, wie sie als Inhalt himmlischer Existenz gelehrt wird, sei nichts anderes als eine Art ewiges Fernsehen: das Starren auf eine Mattscheibe. Das kann der Wahrheit natürlich nicht entsprechen. Ein zutreffendes Bild des Himmels läßt sich vielmehr auf dem Hintergrund des südamerikanischen Volkslebens entwickeln: der Himmel muß wie ein Fest vorgestellt werden, wo sich Menschen in einem herrschaftsfreien Raum begegnen und alle Klassenunterschiede aufgehoben sind. So wird festliches Miteinander zum Inbegriff des Himmels, nicht individueller Genuß. Jesus hat zwar nicht viel über die Einzelheiten des ewigen Lebens gesagt; aber hat er nicht davon gesprochen, man werde „im Reich Gottes zu Tisch sitzen“? Die brasilianische Theologin will das Wort Jesu ernst nehmen und für eine neue, nichteuropäische Sicht des Christentums fruchtbar machen.

Den Traum von Wiedersehen und himmlischer Gesellschaft träumen also nicht nur Kinder wie der zehnjährige Junge aus Barcelona, sondern auch ernstzunehmende, für Erwachsene schreibende Theologen wie Aegidius Romanus im 14. und Fridolin Stier und Maria Bingemer im 20. Jahrhundert. Diese Theologen finden vor allem bei Kindern und Kinderbuchautoren Unterstützung, weniger bei den großen theologischen Wortführern. Der jüngste Himmelsroman ist ein Kinderbuch mit dem Titel „Die Brüder Löwenherz“, erschienen 1973. Die inzwischen achzigjährige schwedische Autorin ist Astrid Lindgren, bekannt durch zahlreiche Kinderbücher, besonders „Die Kinder aus Bullerbü“ und „Pippi Langstrumpf“. Der Roman „Die Brüder Löwenherz“ wurde mit dem Deutschen Jugendbuchpreis ausgezeichnet; im Jahre 1978 erhielt Astrid Lindgren auch den Friedenspreis des deutschen Buchhandels. Kein Leser, erwachsen oder jugendlich, hat sich an der Botschaft des Buches gestoßen und sie für besonders einseitig oder religiös gehalten. Wenn sich die beiden Kinder - Jonathan und Krümel - im Jenseits wiedersehen, so ist der Himmel nur wenig verdeckt, wenn er den Phantasienamen eines Traumlandes erhält: Nangijjala. Wie die Kumpanei mit Hunden, so werden auch Kinderfreundschaften verewigt.

Ein besonders ergreifendes Zeugnis der Sehnsucht nach Wiedersehen und Gemeinschaft stammt von einem deutschen Mädchen, das an Krebs erkrankt ist. Sie bleibt bis zuletzt fröhlich und erträgt ihre Krankheit mit bewundernswerter Gelassenheit. Alles hat sie in ihrem kurzen Leben gehabt. Nur die Geborgenheit in einer Ehe hat ihr gefehlt - das gibt sie unumwunden zu. Kurz vor ihrem Tod im Jahre 1982 schreibt sie einen Abschiedsbrief an ihren Arzt. Darin heißt es:

„Mit Ihnen hätte ich mir eine Ehe wunderbar vorgestellt... ich halte Sie noch für so jung, daß Sie genügend Toleranz für meine Gefühle haben. Ich hätte Sie so gerne noch einmal gesehen. Ich treffe Sie in meinem Paradies wieser. In inniger Liebe, Ihre Isabell. Ihr Isabelchen.“

Im Alter von sechzehn Jahren stirbt Isabell Zachert. Jetzt hat ihre Mutter

Isabells Briefe veröffentlicht und damit einen Beitrag zur Theologie der Kinder geleistet. Diese findet bei den großen Theologen wie Karl Barth und Karl Rahner keine Unterstützung, wohl aber bei Außenseitern wie Maria Bingemer. In der Welt der Kinder ist der Traum vom Wiedersehen fast selbstverständlich, während das Denken der Erwachsenen gespalten ist. Bei den Großen treten Herz und Verstand auseinander, so daß der gottbezogene, aber sonst leere Himmel oft die Oberhand gewinnt und zur führenden theologischen Lehre aufsteigt. Ist dies der Fall, dann müssen der zehnjährige Junge von Barcelona, der seinen Hund verloren hat, und Fridolin Stier am Grabe seiner Tochter ohne Trost bleiben.

Literatur:

Bernhard Lang und Coleen McDannell, Der Himmel: Eine Kulturgeschichte des ewigen Lebens. Frankfurt: Insel Verlag, 1996.